

Niklas Luhmann Liebe als Passion

Zur Codierung von Intimität
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1124

Seit langem gehört es zum Wissensbestand der Soziologie, daß Fühlen und Handeln in Intimbeziehungen an kulturellen Imperativen orientiert sind und daß selbst sexuelle Beziehungen in Phantasie und Praxis diesem Einfluß Einschränkung und Steigerung verdanken. Die semantischen Codes, die diesen Einfluß steuern, unterliegen ihrerseits einem historischen Wandel. In einer gut dreihundertjährigen Entwicklung reagiert die Form der Liebessemantik auf eine zunehmende gesellschaftliche Ausdifferenzierung personaler, privater Intimität. Sie entwickelt sich von Idealisierung über Paradoxierung zur heutigen Problemorientierung.

Niklas Luhmann (1927-1998) war Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Von ihm sind im Suhrkamp Verlag u.a. erschienen: *Die Politik der Gesellschaft* (stw 1582); *Das Erziehungssystem der Gesellschaft* (stw 1593); *Ideenrevolution* (stw 1870); *Die Moral der Gesellschaft* (stw 1871); *Schriften zu Kunst und Literatur* (stw 1872); *Liebe. Eine Übung* (2008); *Politische Soziologie* (2010), *Macht im System* (2012) und *Kontingenz und Recht* (2013).

Niklas Luhmann

Liebe als Passion

Zur Codierung
von Intimität

Suhrkamp

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



15. Auflage 2022

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1124

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1982

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-28724-8

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort	9
Kapitel 1 Gesellschaft und Individuum: Persönliche und unpersönliche Beziehungen	13
Kapitel 2 Liebe als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium	21
Kapitel 3 Evolution von Kommunikationsmöglichkeiten	41
Kapitel 4 Evolution der Liebessemantik	49
Kapitel 5 Freiheit zur Liebe: Vom Ideal zum Paradox .	57
Kapitel 6 Passion: Rhetorik des Exzesses und Erfahrung der Instabilität	71
Kapitel 7 Von der Galanterie zur Freundschaft	97
Kapitel 8 Leitdifferenz plaisir/amour	107
Kapitel 9 Liebe gegen Vernunft	119
Kapitel 10 Auf dem Wege zur Individualisierung: Gärungen im 18. Jahrhundert	123
Kapitel 11 Einbeziehung der Sexualität	137
Kapitel 12 Die Entdeckung von Inkommunikabilität . . .	153
Kapitel 13 Romantische Liebe	163
Kapitel 14 Liebe und Ehe: Zur Ideologie der Reproduktion	183
Kapitel 15 Was nun? Probleme und Alternativen	197
Kapitel 16 Liebe als System der Interpenetration	217
Register	225

In Erinnerung an
Friedrich Rudolf Hohl

Vorwort

Die hier vorgelegten Untersuchungen zur Semantik von »Liebe« kombinieren zwei verschiedene Theoriezusammenhänge. Sie stehen einerseits im Kontext wissenssoziologischer Arbeiten, die sich mit der Überleitung von traditionellen in moderne Gesellschaftsformen beschäftigen. Andere Arbeiten zu diesem Thema sind unter dem Titel »Gesellschaftsstruktur und Semantik« (2 Bde., Frankfurt 1980, 1981) veröffentlicht, und es ist beabsichtigt, diese Forschungen fortzusetzen. Sie gehen von der These aus, daß der Umbau des Gesellschaftssystems von stratifikatorischer in funktionale Systemdifferenzierung tiefgreifende Veränderungen des Ideenguts der Semantik erzeugt, mit dem die Gesellschaft die Kontinuität ihrer eigenen Reproduktion, des Anschließens von Handlung an Handlung ermöglicht. Bei evolutionären Transformationen dieser Art mögen Wortkleider, Floskeln, Weisheiten und Erfahrungssätze durchtradiert werden; aber sie ändern ihren Sinn, ihre Selektivität, ihre Fähigkeit, Erfahrungen zu packen und neue Perspektiven zu eröffnen. Es verlagert sich der Schwerpunkt, von dem aus Sinnkomplexe Operationen steuern; und in dieser Weise kann Ideengut, wenn es nur reich genug ist, tiefgreifende Veränderungen in den Sozialstrukturen vorbereiten, begleiten und hinreichend rasch plausibilisieren. Dank dieser Hilfe können strukturelle Transformationen relativ rasch, oft geradezu revolutionsartig ablaufen, ohne alle ihre Voraussetzungen auf einmal erzeugen zu müssen.

Den zweiten Kontext gewinnen wir mit Ansätzen zu einer allgemeinen Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. Entsprechend wird Liebe hier nicht, oder nur abglanzweise, als Gefühl behandelt, sondern als symbolischer Code, der darüber informiert, wie man in Fällen, wo dies eher unwahrscheinlich ist, dennoch erfolgreich kommunizieren kann. Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden. Ohne ihn würden die meisten, meinte La Rochefoucauld, gar nicht zu solchen Gefühlen finden. Und Engländerinnen, die den präviktorianischen Romanen zu entsprechen suchen, müssen sogar auf sichtbare Zeichen ehebereiter Liebe warten, bevor sie bewußt entdecken dürfen, was Liebe ist. Es handelt sich also nicht um eine reine Erfindung soziologischer Theorie, sondern um einen in der Liebessemantik längst reflektier-

ten Sachverhalt. Die Theorie fügt dem nur Abstraktionsgewinne hinzu, sie ermöglicht Vergleiche mit ganz andersartigen Sachverhalten, zum Beispiel mit Macht, mit Geld, mit Wahrheit; sie gewinnt dadurch zusätzliche Erkenntnisse und zeigt damit, daß Liebe nicht nur eine Anomalie ist, sondern eine ganz normale Unwahrscheinlichkeit.

Die Steigerung der Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen – das ist die Formel, die Gesellschaftstheorie, Evolutionstheorie und Theorie der Kommunikationsmedien verbindet. Die Normalisierung unwahrscheinlicherer Gesellschaftsstrukturen stellt höhere Ansprüche an die Kommunikationsmedien, sie spiegelt sich in ihrer Semantik, und Evolution ist das Konzept, das erklären soll, wie so etwas zustandekommt.

Die historischen Studien zur Semantik von Liebe ordnen sich diesem Theoriezusammenhang ein. Sie können natürlich nicht den Anspruch erheben, Evolutionstheorie in einem methodisch strengen Sinne zu verifizieren. Sie haben jedoch, was Methodenfragen angeht, zwei Arten von Arbeitserfahrungen erbracht, die zueinander in komplementärem Verhältnis stehen. Die eine besagt, daß nur sehr abstrakte und sehr komplex gebaute soziologische Theorien historisches Material zum Sprechen bringen können. Der Weg zum Konkreten erfordert den Umweg über die Abstraktion. Die Soziologie ist derzeit noch zu wenig theoretisch und zu wenig abstrakt für erfolgreiche historische Forschung. Der andere Eindruck ist, daß zeitliche Sequenzen eine eigentümliche Beweiskraft haben für Sachzusammenhänge, die methodologisch noch nicht ausreichend geklärt ist.

Parsons hatte bereits gelegentlich den Gedanken, daß ein differenziertes System nur deshalb ein System ist, weil es durch Differenzierung entstanden ist. In den Forschungen zur historischen Semantik verstärken sich Eindrücke dieser Art. Evolution experimentiert anscheinend mit Anschlußfähigkeit. Bei synchroner Betrachtung hochkomplexer Sachverhalte überzeugt die Vernetzung, man kann zwar sie für kontingent erklären, hat dann aber kaum Möglichkeiten, andere Kombinationen als weniger gut oder als weniger wahrscheinlich auszuschließen. In historischer Betrachtung zeigen sich die Affinitäten deutlicher, weil man erkennt, wie ein bestehendes System oder eine durchformulierte Semantik ihre eigene Zukunft (die doch als prinzipiell unbestimmt gedacht werden

muß) präjudiziert. Am deutlichsten zeigt sich dies vielleicht in der Wissenschaftsgeschichte: Daß überhaupt Entdeckungen stimuliert werden können, die sich daraufhin bewähren, kann nicht reiner Zufall sein. Die Wahrheit erscheint im Prozeß.

Das läßt sich vielleicht verallgemeinern zum einen Ordnungsargument schlechthin. Ein Beispiel aus den folgenden Untersuchungen sei hier kurz skizziert: Die soziologische Theorie postuliert abstrakt einen Zusammenhang zwischen der Ausdifferenzierung symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien und der Regulierung ihrer »real assets« (Parsons), ihrer symbiotischen Mechanismen. Das kann durch einen Vergleich der Zusammenhänge Wahrheit/Wahrnehmung, Liebe/Sexualität, Geld/elementare Bedürfnisse, Macht/physische Gewalt anplausibilisiert werden. Die historische Forschung zeigt auf Grund dieser Theorie zusätzlich, daß die Differenzen zwischen dem amour passion-Komplex der Franzosen und der companionship-Ehe der Puritaner in speziell dieser Hinsicht unterschiedliche Anschlußvoraussetzungen vorgegeben hatten: Nur die Semantik des amour passion war, wie wir ausführlich zeigen werden, komplex genug, um die Aufwertung der Sexualität im 18. Jahrhundert absorbieren zu können; die Engländer konnten, obwohl sie für die Integration von Liebe und Ehe viel mehr Vorleistungen erbracht hatten, unter gleichen Bedingungen nur die Mißgeburt der victorianischen Sexualmoral zur Welt bringen. In der historischen *Sequenz* zeigt sich, und zwar gerade in der *Unterschiedlichkeit* der Reaktion auf das *gleiche* Problem, ein *Sachzusammenhang* – ich gebe zu: auf eine methodologisch trotz Weber noch nicht zureichend geklärte Weise.

Auf Sachverhalte und Ergebnisse brauche ich an dieser Stelle nicht weiter einzugehen; die Zusammenhänge sind ohnehin zu komplex für eine knappe Zusammenfassung. Auch die Darstellung in ihrer Kapitefolge ist in dieser Hinsicht ein Kompromiß. Angesichts der Verflechtungen zwischen Sachzusammenhängen, historischen Veränderungen und regionalen Unterschieden konnte die Gliederung keinem dieser Gesichtspunkte allein folgen. Die Literatur, auf die ich mich gestützt habe, ist in den Belegen kenntlich gemacht. Romanliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts habe ich allerdings in erheblich größerem Umfange herangezogen mit dem Eindruck einer zunächst starken, dann abnehmenden Verflechtung mit der Maximen- und Traktatliteratur. In dieser Hinsicht sind dann auch

Auswertungsschwierigkeiten entstanden. So bekannt es seit dem 17. Jahrhundert ist, daß der Roman selbst zum Lern- und Orientierungsfaktor in Liebesangelegenheiten wird, so schwierig ist es, diesen Gesichtspunkt in einzelne Thesen, Begriffe, Lehrsätze oder Erfahrungsregeln aufzulösen. Man kann nur wiederum feststellen, daß die Personen des Romans sich code-orientiert verhalten, also eher den Code verlebendigen als etwas Neues hinzufügen. Für wichtige Fälle, etwa die *Princesse de Clèves* und den Schweif von Entsagungsromanen, der ihr folgt, sind Ausnahmen rasch zu erkennen. Sehr bewußt habe ich nach zweit- und dritrangiger Literatur gesucht, und sehr bewußt auch ein unsachliches Prinzip der Zitat-
auswahl gelten lassen, nämlich die sprachliche Eleganz der Formulierung. So mag es denn einer persönlichen Verliebtheit in den Stoff zugerechnet werden, daß ich mich nicht entschließen konnte, Zitate aus geläufigen europäischen Sprachen zu übersetzen.

Bielefeld 1982, im Mai

Niklas Luhmann

Gesellschaft und Individuum: Persönliche und unpersönliche Beziehungen

Es ist sicher ein Fehltrail, wenn man die moderne Gesellschaft als unpersönliche Massengesellschaft charakterisiert und es dabei beläßt. Eine solche Auffassung kommt teils durch zu enge theoretische Bestimmungen des Gesellschaftsbegriffs, teils durch optische Täuschungen zustande. Wer die Gesellschaft primär in ökonomischen Kategorien begreift, wer sie also von ihrem Wirtschaftssystem her auffaßt, kommt zwangsläufig zur Vorstellung einer Vorherrschaft unpersönlicher Beziehungen, denn für das Wirtschaftssystem gilt dies in der Tat. Aber die Wirtschaft ist nur ein Moment des gesellschaftlichen Lebens neben anderen. Auch wenn man den Standpunkt des Einzelnen einnimmt, gilt natürlich, daß er zu den meisten anderen nur unpersönliche Beziehungen herstellen kann. Insofern erscheint die Gesellschaft, wenn man darunter die Gesamtheit möglicher Beziehungen versteht, als vorwiegend unpersönlich. Zugleich gilt aber für jeden Einzelnen *auch*, daß er die Möglichkeit hat, in einigen Fällen persönliche Beziehungen zu intensivieren und viel von dem, was er als sein Eigenstes begreift, anderen mitzuteilen und in anderen bestätigt zu finden. Auch diese Möglichkeit ist, wenn man bedenkt, daß sie für jeden eine Möglichkeit ist und von vielen ergriffen und realisiert wird, massenhaft gegeben; und es gehört mit zu den Merkmalen der modernen Gesellschaft, daß sie frei zugänglich und mit wenig Rücksichten auf andere Beziehungen belastet ist.

Wir gehen im folgenden deshalb davon aus, daß im Vergleich zu älteren Gesellschaftsformationen die moderne Gesellschaft sich durch eine Steigerung in doppelter Hinsicht auszeichnet: durch mehr Möglichkeiten zu unpersönlichen und durch intensivere persönliche Beziehungen. Diese Doppelmöglichkeit kann ausgebaut werden, weil die Gesellschaft insgesamt komplexer ist und weil sie Interdependenzen zwischen verschiedenartigen sozialen Beziehungen besser regulieren, Interferenzen besser abfiltern kann.

Von Steigerung der Möglichkeit zu unpersönlichen Beziehungen kann man sprechen, weil es in zahlreichen Bereichen möglich ist,

erfolgssicher zu kommunizieren, auch wenn man die Partner persönlich gar nicht kennt und man sie nur über wenige, rasch erfassbare Rollenmerkmale (Polizist, Verkäuferin, Telephonzentrale) einschätzt. Außerdem deshalb, weil jede einzelne Operation von zahllosen anderen abhängt, die ihre Funktionsgarantien nicht in Persönlichkeitsmerkmalen haben, die dem bekannt sein können, der sich auf sie verläßt. Wie in keiner Gesellschaft zuvor gibt es unwahrscheinliche, kontingente, nicht als Natur interpretierbare Verlässlichkeiten, die nicht durch Personenkenntnis gedeckt sein können.

Die Erweiterung der Möglichkeit zu persönlichen Beziehungen kann nicht in gleicher Weise als bloße Extension, als Vermehrung der Zahl und Verschiedenartigkeit der erfolgreich abwickelbaren kommunikativen Verhältnisse begriffen werden. Eine solche Extension würde für jeden Einzelnen rasch an eine Überforderungsgrenze stoßen. Das personale Moment in sozialen Beziehungen kann nicht extensiviert, sondern nur intensiviert werden. Es werden, mit anderen Worten, soziale Beziehungen ermöglicht, in denen mehr individuelle, einzigartige Eigenschaften der Person oder schließlich prinzipiell alle Eigenschaften einer individuellen Person bedeutsam werden. Wir wollen solche Beziehungen mit dem Begriff der *zwischenmenschlichen Interpenetration* kennzeichnen. Im gleichen Sinne kann man auch von *Intimbeziehungen* sprechen.

Der Begriff hat graduellen Charakter. Er geht davon aus, daß nie die Gesamtheit dessen, was konkret einen Einzelmenschen, seine Erinnerungen, seine Einstellungen ausmacht, für einen anderen zugänglich sein kann; schon deshalb nicht, weil sie auch für ihn selbst nicht zugänglich ist (wie man an dem Versuch von Tristram Shandy, seine Biographie zu schreiben, ablesen kann). Aber es gibt natürlich ein »mehr oder weniger« dessen, was man vom anderen wissen und beachten kann. Und es gibt vor allem auf der kommunikativen Ebene Regeln oder Codes, die festlegen, daß man in bestimmten sozialen Beziehungen prinzipiell für alles am anderen aufgeschlossen zu sein hat, kein Desinteresse bekunden darf an dem, was der andere persönlich wichtig nimmt, und seinerseits keine Fragen unbeantwortet lassen darf, auch und gerade wenn sie auf Persönliches zielen. Während faktisch zwischenmenschliche Interpenetration *kontinuierlich* gesteigert werden kann, sofern die Ge-

sellschaft Raum dafür freigibt und von Interferenzen absieht, muß die Bereitstellung einer solchen Möglichkeit auf der Ebene kommunikativer Regulierungen *diskontinuierlich* fixiert werden. Es wird dann ein Systemtyp für Intimbeziehungen geschaffen, in dem es nicht erlaubt ist, Persönliches der Kommunikation zu entziehen.

Nach allem, was wir soziologisch über die soziale Genese persönlicher Individualität wissen und vermuten¹, kann man nicht davon ausgehen, daß der Bedarf für persönliche Individualität und die Möglichkeit, sich selbst und andere als einzigartig zu stilisieren, durch anthropologische Konstanten erklärt werden können; vielmehr korrespondieren dieser Bedarf und seine Möglichkeit, in kommunikativen Beziehungen Ausdruck und Anerkennung zu finden, mit sozialstrukturellen Bedingungen, vor allem mit der Komplexität und der Differenzierungstypik des Gesellschaftssystems². Wir greifen dies Thema der Soziogenese von Individualität und der sie begleitenden Semantik hier nicht in vollem Umfange auf, sondern beschränken uns auf eine in diesem Zusammenhang wichtige Teilfrage: die Frage nach der Entstehung eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums, dem die spezifische Aufgabe zugewiesen wird, kommunikative Behandlung von Individualität zu ermöglichen, zu pflegen, zu fördern.

Selbstverständlich hat man davon auszugehen, daß die Individuali-

1 Vgl. z. B. die berühmt gewordenen Abschlußformulierungen Emile Durkheims in: *De la division du travail social*, Paris 1893, zit. nach der dt. Übersetzung *Über die Teilung der sozialen Arbeit*, Frankfurt 1977, S. 443 ff.; ferner ders., *Leçons de Sociologie: Physique des mœurs et du droit*, Paris 1950, S. 68 ff.; Georg Simmel, *Grundfragen der Soziologie (Individuum und Gesellschaft)*, Berlin-Leipzig 1917, S. 71 ff.; Louis Dumont, *Homo Hierarchicus: The Caste System and its Implications*, London 1970. Zur parallellaufenden, viel diskutierten semantischen Entwicklung vgl. auch Norman Nelson, *Individualism as a Criterion of the Renaissance*, *Journal of English and German Philology* 32 (1933), S. 316-334; Angel Sanchez de la Torre, *Los comienzos del subjetivismo juridico en la cultura Europea*, Madrid 1958; Colin Morris, *The Discovery of the Individual 1050-1200*, London 1972.

2 Eine andere Frage, die hiermit nicht verwechselt werden sollte, betrifft das Ausmaß sozialer Bindung und Kontrolle, das den Personen auferlegt wird. In dieser Hinsicht gibt es in manchen Gesellschaftssystemen hohe Freiheitsgrade, ohne daß dies als soziale Anerkennung oder gar Anforderung von Individualität ausgelegt werden könnte. Vgl. insb. John F. Embree, *Thailand – A Loosely Structured Social System*, *American Anthropologist* 52 (1950), S. 181-193, und, dies Thema aufgreifend, Hans-Dieter Evers (Hrsg.), *Loosely Structured Social Systems: Thailand in Comparative Perspective*, New Haven 1969.

tät des Menschen im Sinne einer körperlich-psychischen Einheit, im Sinne der Selbstbeweglichkeit und vor allem im Sinne des je eigenen Todes für alle Gesellschaften anerkannte Erfahrung ist. Auch die christliche Indestrutibilität der Seele und die Vorstellung, daß Seelenheil ein je individuelles, nicht durch Schichtung, Familie oder gar Todesumstände vorgegebenes Schicksal ist, auch der polemische Individualismus der Renaissance, die Individualisierung des Affekt-Managements und der naturalen Rationalität (etwa Vives) sowie der Selbstbehauptungsindividualismus des Barock gehen nicht wesentlich über diese anthropologische Faktizität hinaus; sie stärken nur ihre soziale Legitimität angesichts zunehmender Schwierigkeiten, die Einzelpersonen in sozialen Strukturen zu verankern. Noch wird die Person zwar durch ihren sozialen Status, also durch ihre Position im Schichtungssystem definiert; aber zugleich lockern sich die damit beanspruchten Placierungen in den Funktionsbereichen der Politik, der Wirtschaft, der Religion, der gelehrten Wissenschaft. Das alles hat jedoch zunächst nicht dazu geführt, den alten Begriff des Individuums, nämlich die Definition durch Abgetrenntheit und Unteilbarkeit, aufzulösen oder doch für den Fall des Menschen zu modifizieren³.

Die Entwicklung zur heutigen Welt, die den alten Begriff des Individuums auflöst und das Wort neu besetzt, hat mehrere Aspekte, die sorgfältig unterschieden werden müssen, da sie nicht nur sachlich Verschiedenartiges besagen, sondern sich auch gegenseitig problematisieren. Zunächst kommt es im Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Gesellschaftsdifferenzierung zu einer stärkeren Differenzierung von personalen und sozialen Systemen (was genau genommen heißt: von System/Umwelt-Differenzen für personale bzw. soziale Systeme). Der Grund dafür ist: daß bei funktionaler Differenzierung die Einzelperson nicht mehr in einem und nur einem Subsystem der Gesellschaft angesiedelt sein kann, sondern sozial ortlos vorausgesetzt werden muß⁴. Das heißt nicht nur,

3 Vgl. z. B. François de Callières, *La Logique des amans ou l'amour logicien*, Paris 1668, S. 118: »L'individu est proprement un sujet separé de tout autre, et qui ne se peut diviser sans estre destruit«.

4 Für den *Begriff* des Individuums heißt dies unter anderem: daß die alte Spezifikationsrichtung: Lebewesen → Mensch → Angehöriger einer Schicht → Bewohner einer Stadt bzw. eines Landes → Angehöriger eines Berufs → Angehöriger einer Familie → Individuum, ihren Sinn verliert und gerade die Individualität, früher das Konkreteste, jetzt das allgemeinste am Menschen wird. Demzufolge kann auch das, was früher

daß die Personen selbst sich jetzt durch größere Verschiedenartigkeit ihrer Merkmale auszeichnen (was man sehr wohl auch bezweifeln könnte), sondern daß für die Systemreferenz der personalen Systeme deren System/Umwelt-Verhältnisse sich stärker differenzieren, so daß es als Zufall (und nicht als Gattungsmerkmal) behandelt werden muß, wenn Personen trotzdem gleiche Merkmale aufweisen.

Dieser systemtheoretisch gut faßbare Differenzierungstrend bedeutet für die Einzelperson mehr und mehr Anlaß, die eigene Differenz zur Umwelt (und in der Zeit-Dimension: die Geschichte und die Zukunft dieser Differenz) auf die eigene Person zurückzuinterpretieren, wodurch das Ich zum Focus des Erlebens und die Umwelt relativ konturlos wird. Für die Selbstidentifikation als Grundlage des eigenen Erlebens und Handelns reicht es nicht mehr aus, um die Existenz des eigenen Organismus zu wissen, einen Namen zu haben und durch allgemeine soziale Kategorien wie Alter, Geschlecht, sozialer Status, Beruf fixiert zu sein. Vielmehr muß der Einzelne auf der Ebene seines Persönlichkeitssystems, und das heißt: in der Differenz zu seiner *Umwelt* und in der Art, wie er sie im Unterschied zu anderen handhabt, Bestätigung finden. Zugleich werden die Gesellschaft und die durch sie konstituierten Weltmöglichkeiten sehr viel komplexer und undurchschaubarer. Daraus ergibt sich der Bedarf für eine noch verständliche, vertraute, heimische Nahwelt (überrigens annähernd der Sinn des altgriechischen *philos*), die man sich noch aneignen kann.

Individualisierung der Person und Nahweltbedarf laufen nicht unbedingt parallel; ja sie tendieren zum Widerspruch, da gerade die Nahwelt dem Individuum weniger Entfaltungsspielraum läßt als die rechtlich oder monetär, politisch oder wissenschaftlich fixierten Makromechanismen unpersönlicher Art. Deshalb ist »zunehmende Individualisierung der Personen« kein ausreichender Begriff für die Probleme, die für das Individuum in der modernen Welt zu lösen sind. Man kann sich nicht einfach auf die eigene Autonomie und auf die damit gegebene Anpassungsfähigkeit zurückziehen. Das auch, aber es kommt hinzu, daß die Einzelperson die *Differenz* von Nah-

als hochkontingent gelten mußte, jetzt als notwendig begriffen und durch Weltbezug charakterisiert werden. Andererseits hebt diese Neufassung, diese Definition des Individuums durch *einzigartige Weltkonstitution*, die bis etwa 1800 geltende Auffassung des Individuums als *Natur* auf.

welt und Fernwelt, die *Differenz* der nur persönlich geltenden Erfahrungen, Einschätzungen, Reaktionsweisen zu der anonym konstituierten, gleichermaßen für alle geltenden Welt braucht, um die immense Komplexität und Kontingenz alles dessen, was als möglich angezeigt ist, abzufangen. Der Einzelne muß diese Differenz benutzen können, um Informationsgewinnung zu kanalisieren. Das ist nur möglich, wenn auch für höchstpersönliche Erlebnisverarbeitung und Handlungsveranlagung soziale Bestätigungen und wenn für das Erreichen dieser Bestätigungen sozial beglaubigte Formen bereitstehen. Der Einzelne muß nicht nur in dem, was er selbst ist, er muß auch in dem, was er selbst sieht, Resonanz finden können.

Man muß die Sachlage so kompliziert formulieren, um begreifen zu können, daß alle Kommunikation in Angelegenheiten höchstpersönlicher Relevanz diesen Doppelaspekt von Selbstsein und Weltentwurf betrifft und den, der sich als alter ego daran beteiligt, in eben diesem Doppelsinne für sich selbst und für den anderen engagiert. Es wird dann zur Bedingung für die Ausdifferenzierung einer gemeinsamen Privatwelt, daß jeder die Welt des anderen mittragen kann (obwohl er selbst höchst individuell erlebt), weil ihm selber darin eine Sonderstellung zugewiesen ist: weil er in dieser Welt des anderen vorkommt als der, der geliebt wird. Trotz aller möglichen und sich durchaus abzeichnenden Diskrepanzen zwischen hochgetriebener Individualisierung und Nahweltbedarf – man denke nur an die Freundschafts- und Einsamkeitssentiments des 18. Jahrhunderts – ist deshalb für beide Probleme ein gemeinsames Kommunikationsmedium entwickelt worden, und zwar unter Benutzung des semantischen Feldes von Freundschaft und Liebe.

Die Ausdifferenzierung dieses Mediums und die Haltbarkeit seiner Semantik angesichts der zu Grunde liegenden Problematik ist unser Thema. Die Ausdifferenzierung gewinnt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts deutlichere Konturen. Sie konnte sich damals auf eine schon anerkannte Eigenwertigkeit der Individualität und auf dem Individuum als Individuum gestellte Aufgaben wie Selbstbeherrschung und Affektkontrolle stützen; aber sie konnte nicht davon ausgehen, daß Individuen sich an der Differenz von persönlichen und unpersönlichen Interaktionen orientieren und einen Bereich für höchstpersönliche, intim-vertrauliche Kommunikation suchen. Und vollends fehlte bei noch schichtgebundener Kommu-

nikation der Bedarf für eine in die Welt hineinzuinterpretierende Nahwelt. Wie war die Entwicklung eines besonderen Kommunikationsmediums für den Intimbereich dann trotzdem möglich? Und wie ist sie gelaufen? Diese Frage muß, bevor wir uns auf historische Studien einlassen, zunächst an Hand einer allgemeinen Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien ausgearbeitet werden.